

Herbstliche Sonne...

Autor(en): **Stauffacher, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Psyche weiß fast nicht mehr wohin den Blick wenden. Sie lenkt ab, indem sie mit heißen Wangen fragt:

„Herr Vanrenen, ist es wirklich so schlimm mit dem Verlust?“

„Nun, es ist ungefähr so, daß gegenwärtig mein ganzes Besitztum in dem Geld besteht, das ich noch in der Tasche habe, und in den Kleidern, die im Koffer sind!“

Am gleichen Nachmittag sucht Geraldine ihre Freunde in der Pension auf. Sie trifft Cyrus im Flur; der sagt:

„Ach, Fräulein Maitland, haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?“

„Gewiß, gern!“ antwortet Geraldine freundlich. Der Abschied von ihr wird ihm nicht leicht; er ist blaß, während er langsam mit ihr durch den Garten geht, einer einsamen Bank zu. „Fräulein Maitland,“ fängt er endlich an, wie ein Schulknabe, „ich muß mich von Ihnen verabschieden. Wir nehmen morgen das Schiff nach Marseille und kehren nach Amerika zurück.“

Geraldine erschrickt und senkt den Blick. „Nach Amerika!“ ruft sie mit unverhohlenem Bedauern. „Ist es denn so ernst? Und sehen wir Sie hier nicht mehr?“

„Nun,“ antwortet er offen, „jedenfalls nicht, ehe ich wieder etwas habe. Es sieht jetzt schlecht aus, ich muß es gestehen, und deshalb, Fräulein Maitland, so leid es mir tut — wir müssen fort.“

Geraldine zeichnet mit dem Sonnenschirm Figuren in den Kies. „Mir tut es auch leid,“ sagt sie leise.

„Wirklich?“ Cyrus einfaches Gesicht belebt sich bei ihrem aufrichtigen Ton.

„Ja, wirklich — sehr!“ bestätigt Geraldine und zieht immer weitere Kreise mit dem Schirm.

Cyrus schaut sie bewundernd an.

„Das ist aber gut von Ihnen!“ sagt er dankbar. „Sie sind fast immer gut gegen mich gewesen und sind es jetzt bis zur letzten Stunde; ich danke Ihnen dafür!“

„Wann war ich denn jemals nicht gut mit Ihnen?“ fragt Geraldine und schaut mit seltsamem Blick und Lächeln auf.

„Wir wollen es ruhen lassen; es hat keinen Zweck, nach dem Mond zu langen.“ Sie schweigen eine Weile, dann sagt er zaghaft: „Fräulein Maitland — wissen Sie, von was mir die Trennung am schwersten fällt?“

„Ja,“ sagt Geraldine geradezu kühn, „ich weiß es ganz genau.“

„Das wird mir wirklich schwer,“ sagt er mehr zu sich.

„Dann trennen Sie sich eben nicht!“ murmelt Geraldine heiß errötend.

Halb verblüfft, halb glücklich schaut er sie an. Sie kommt ihm entgegen, das ist gar kein Zweifel. Endlich sagt er:

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muß weg davon, so weh es mir tut . . .“

„Aber warum nehmen Sie es, dieses es, das Sie meinen, nicht einfach mit sich nach Amerika?“

Cyrus schaut sie in fast sprachloser Überraschung an.

„Ich bewundere Sie mehr als je, Fräulein Maitland; aber es muß irgendwo ein Irrtum sein. Ich besitze nichts, um eine Frau zu erhalten.“

Geraldine nimmt impulsiv seine Hand. „Herr Vanrenen,“ sagt sie weich, „ich frage dem gar nichts nach. Ich habe Sie lieb. Ich habe Sie immer gern gehabt und bin stolz darauf gewesen, daß Sie mich zur Frau begehrten; aber ich hätte Sie nie genommen, wegen Ihres Geldes! Sie sollen in England nicht sagen können, daß ich einen reichen Amerikaner geangelt habe. Aber von jenem Tage an, wissen Sie, wo das Telegramm kam von Ihrem Geschäftsteilhaber und Sie den Schlag so heroisch trugen, gar nicht an das eigene, sondern nur an

Psyches Unglück dachten, von dem Tage an, ich schäme mich nicht, es zu sagen, liebe ich Sie, Cyrus. . .“

„Fräulein Maitland. . .“ sagt er stockend, mit scheuem Entzücken.

„Geraldine, willst du sagen!“ berichtigt sie, ihn neckend.

„Nun denn, Geraldine, wenn ich darf,“ berichtigt er sich, vor Freude errötend, „ich kann die Ehre fast nicht fassen, und ich weiß auch nicht, wie ich wagen darf, dich zur Frau zu begehren. Ich kann dich ja nicht so erhalten, wie du es gewöhnt bist, oder vielmehr, ich kann dich gar nicht erhalten. Was ich noch habe, gehört meinen Gläubigern. Doch das macht mir alles nichts. Ich bin in diesem Augenblick der glücklichste und stolzeste Mann in Afrika, wenn du meine Braut bist und dabei bleibst, Geraldine. Ich gehe zurück nach Amerika und arbeite wie ein Sklave, Tag und Nacht, bis ich Verhältnisse geschaffen habe, die deiner wert sind und ich dich holen kann.“

Geraldine sieht ihm ernst in die Augen.

„Nein, Cyrus, so war es nicht gemeint. Das will ich nicht, sondern ich will mit dir gehen.“

„Das geht nicht!“ ruft er verzweifelt. „Ich muß dir gestehen, daß ich jetzt nicht einmal das Geld hätte, um die Ueberfahrt für dich zu bezahlen.“

Geraldine hängt sich scheu und kühn zugleich an seinen Arm. „Aber ich kann dich nicht gehen lassen; ich liebe dich. Ich kann mich in alles schicken, ich hungere mit dir, wenn du willst; aber allein fort lasse ich dich nicht, ich muß mit.“

Cyrus streichelt ihre Hand und zieht sie ritterlich an die Lippen. „So komm,“ sagt er, rechnend, „es muß gehen, und wenn wir Zwischenbeck fahren müssen! Geraldine, du machst mich so glücklich, ich weiß nicht, wo ich stehe, wenn du sagst, du liebst mich.“

Cyrus neigt sich zu ihr und hat offenbar die Absicht, ihren Entschluß mit einem Kusse zu besiegeln, wenn nicht in dem Augenblick Sirena herangekommen wäre, heiß und rasch atmend, wie jemand, der große Eile hat. Sie hält ein Telegramm und einen Brief in der Hand und macht ein sehr schuldigtes Gesicht.

„Du, Cyrus, es tut mir so leid, daß ich das vergessen habe. Ich wollte es auf die Post tun, damit es dich in Konstantine erreiche, ich steckte beides in einen Briefumschlag, siehst du. Sie kamen an dem Tage, als Psyche so schlecht dran war. Im Schreck vergaß ich, sie zur Post zu schicken. Heute hab' ich das Kleid wieder an, das ich damals trug, und wie ich eben mein Taschentuch nehmen will, fühle ich den vergessenen Brief. Hoffentlich war das Telegramm nicht wichtig!“

Cyrus öffnet es und liest mit tiefem Staunen. Er pfeift leise dazu. „Es ist von Brinz, Sirena, da lies. . . Man kann es kaum glauben!“

Sirena liest laut: „Erstes Telegramm verfrüht. Bank kann sich halten. Panik hat sich gelegt. Das Geschäft geht glatt. Verluste unbedeutend. Hurrah! Brinz.“

„Was bedeutet das?“ fragt Geraldine schwach. „Es bedeutet, meine Liebe, daß Cyrus so reich ist wie vorher. Hurrah, Corona! Kommt herüber! Jetzt können wir doch bei Psyches Hochzeit sein!“

Geraldine errötet. „Und so sind Sie jetzt also wieder reich — Herr Vanrenen?“

Cyrus erschrickt und fragt unsicher:

„Nun, das wird doch keinen Unterschied machen, hoffe ich?“

„Nein, jetzt nicht mehr,“ sagt Geraldine leise, mit ein wenig enttäuschter Stimme. „Zimmerhin hätte ich es lieber auf die andere Art gehabt!“

Psyche schaut fragend auf Geraldine. Doch Corona hat die Situation durchschaut und sagt schalkhaft:

„Ich glaube, wir werden eine Doppelhochzeit feiern!“

Herbstliche Sonne . . .

Herbstliche Sonne, leuchte mir, leuchte,
Daß mir nicht Wehmut die Wimpern befeuchte!
Leben und Liebe — wie welkendes Laub —
Werden verweht, und sie werden zu Staub.

Herbstliche Sonne, zeige den Weg mir!
Schwarz ist der Abgrund — beleuchte den Steg mir,
Daß ich nicht gleite, nicht stürze hinab —
Warm ist das Leben, und kalt ist das Grab.

Herbstliche Sonne, reife die Trauben!
Reife die Saaten, das stärkt uns den Glauben!
Bringe Frieden und Wärme dem Haus,
Leuchte der Not und dem Zweifel hinaus!

Herbstliche Sonne, Freuden, die starben,
Zaub're zurück mir in glühenden Farben,
Daß die Seele — versöhnt und erquickt —
Still in den Wandel der Zeiten sich schickt!